

Was ein Inder sagte

Autor(en): **M.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Schweizer Freidenker**

Band (Jahr): **2 (1916)**

Heft 4

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-406706>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Artikel schliesst mit folgenden Worten Troeltsch's: „Die Zeiten der ersten Kämpfe und Auseinandersetzungen sind vorbei, in denen die Strenge des Prinzips von beiden Seiten hat vielleicht entfaltet und gezeigt werden müssen. Es beginnt nach dem grossen gemeinsamen Erlebnis des Krieges die Zeit der Schaffung neuer dauernder Verhältnisse, in denen die verschiedenen Schichten und Gruppen der Nation enger zusammenleben müssen.“

Dr. J. sagt uns viele sehr schöne, beherzigenswerte Worte; er beurteilt den Gegner — wohl auch etwas unter dem Einfluss des Krieges — sehr milde und setzt bei ihm völlige Ehrlichkeit und besten Willen voraus, wie jedes seiner Worte es ausdrückt. Dennoch muss ich aus Erfahrung, allerdings aus bessern Zeiten, bezweifeln, ob z. B. die römische Kirche seine Voraussetzungen erfüllen wird und kann, denn das bedeutete für sie eine Entwicklung, deren sie bei ihrem Wesen nicht fähig ist. Dagegen stehen sich die freie protestantische Richtung (Reformer) und das Freidenkertum schon jetzt viel näher, als gewöhnlich angenommen wird, und es braucht hier nur „ein sich kennen lernen und wollen“, um gemeinsame, erspriessliche Kulturarbeit leisten zu können. Jedenfalls ist der Versuch Dr. Sebers zu einer Verständigung auf Grund gegenseitiger Anerkennung, wie auch die bisherige Kampfweise unter höhere Gesichtspunkte zu stellen, ein höchst achtenswertes Bestreben. Wir werden die Entwicklung der Dinge mit grösster Aufmerksamkeit verfolgen.

J. E.

Gespräch über die Soldaten und Mönche.

A. Muss man nicht erschrecken, wenn man bedenkt, dass wir mehr Mönche haben als Soldaten?

B. Erschrecken? Warum nicht eben sowohl erschrecken, dass es weit mehr Soldaten gibt als Mönche? Denn eins gilt nur von dem und jenem Land in Europa; und nie von Europa überhaupt. — Was sind Mönche? Und was sind denn Soldaten?

A. Soldaten sind Beschützer des Staats.

B. Mönche sind Stützen der Kirche.

A. Mit eurer Kirche!

B. Mit eurem Staate!

A. — — — — —

B. Du willst sagen, dass es weit mehr Soldaten gibt als Mönche.

A. Nein, nein. Mehr Mönche als Soldaten.

B. In dem und jenem Lande von Europa magst du recht haben. Aber in Europa überhaupt? Wenn der Landmann seine Saat von Schnecken und Mäusen vernichtet sieht, was ist ihm dabei das Schreckliche? Dass der Schnecken mehr sind als der Mäuse? Oder dass es der Schnecken oder der Mäuse so viel gibt?

A. Das versteh' ich nicht.

B. Weil du nicht willst. — Was sind denn Soldaten?

A. Beschützer des Staates.

B. Und Mönche sind Stützen der Kirche.

A. Mit eurer Kirche!

B. Mit eurem Staate!

A. Träumst du? — der Staat! der Staat! das Glück, welches der Staat jedem einzelnen Gliede in diesem Leben gewährt.

B. Die Seligkeit, welche die Kirche jedem Menschen nach diesem Leben verheisst.

A. Verheisst!

B. — Gimpel.

Lessing

(Sämtliche Schriften. Ed. Lachmann. Leipzig 1857. XI, 2, p. 252.)

Was ein Indier sagte.

Las ich da neulich in einer amerikanischen Zeitung, was der Bruder eines indischen Fürsten in Bezug auf diesen europäischen Krieg sagte. Es ist für uns Freidenker sehr erbaulich und verdient, hier wiedergegeben zu werden.

Wir Indier sind ein altes Kulturvolk; während die europäische Kultur auf höchstens 1500 Jahre geschätzt werden darf, können wir auf eine Kultur von 6000 Jahren zurückblicken. Es war deshalb anfangs sehr belustigend für uns, als die Europäer uns ihre Missionare ins Land schickten, um uns ihre Religion aufzuzwängen, die zumeist der unsrigen entlehnt ist, im allgemeinen aber ein Gemisch von verschiedenen Religionen darstellt. Während wir uns begnügen zu sagen „du sollst deine Feinde so wenig wie möglich hassen“, nehmen die Europäer den Mund voll und sagen „du sollst deine Feinde lieben; schlägt dich einer auf deinen rechten Backen, so biete ihm den andern dar“. Wir mussten lächeln über diese Weisheit, liessen sie aber gewähren. Nachdem sich die Missionare fest bei uns eingenistet hatten — sie hatten unter den unsrigen ja auch einige Dumme gefunden — da fanden sich auch ihre Brüder, die Kaufleute, bei uns ein, um uns zu zeigen, wie der christliche Glaube in die Praxis umgesetzt wird. Ihre ganze Handelsweise artete aber bald aus in Betrug und Räuberei und als wir uns dies nicht gefallen liessen und dagegen Opposition machten, da schickte man uns Kriegsschiffe mit Soldaten, Kanonen und Maschinengewehren auf den Hals und liess uns niederknallen wie die tollen Hunde. So liebten diese Christen ihre „Feinde“! Und wir, ein friedliebendes Volk, mussten uns das himmelschreiende Unrecht gefallen lassen.

Nun haben wir die grosse Genugtuung zu sehen, wie diese Christen, die vorgaben, ihre Feinde zu lieben, sich gegenseitig abschlachten. Wahrlich, jetzt kommt der wahre Charakter dieser vielgepriesenen christlichen Religion zum Vorschein!

beigeführt hat, der durch keine ärztliche Kunst wieder gutgemacht werden kann. Dieselben Zustände erzeugt der unmässige Genuss von Wein, Most, Schnaps etc.

„Ein biederer Mensch, der nicht in Übertreibung verfällt, wird bei mässigem Genuss dem Unheil aus dem Wege gehen.“ Es ist aber noch niemand gelungen, beim Genuss von Alkohol festzustellen was Mässigkeit ist. Mancher hält sich für sehr mässig, wenn er jeden Tag zwei Glas Bier und einen Likör trinkt, denn sein Freund kommt nicht einmal mit dem doppelten Quantum aus. Der Nachbar verbraucht täglich dreimal so viel. Alle fühlen sich wohl, alle sind von ihrer Mässigkeit fest überzeugt, also sehen wir zu: der mässigste von den dreien hat zwei schulpflichtige Söhne. Sie werden zu strengster Enthaltensamkeit angehalten, da der Alkohol für die Jugend sehr schädlich sei. Das tägliche Beispiel des Vaters aber macht sie neugierig, sie trinken ausser dem Hause und werden später gewohnheitsmässige Trinker und Säufer, bis sie endlich in einer Trinker- oder Nervenheilanstalt landen. Die Mässigkeit des Vaters hat Früchte getragen. Es ist das alte Lied von der Wirksamkeit des Beispiels. Wer so energielos und schwach ist, dass er auf den Alkohol zum Wohle seiner Mitmenschen nicht völlig verzichten kann, führt die Jugend zum Genuss und richtet grosses Unheil an. Um die menschliche Gesellschaft

von der Alkoholsklaverei zu befreien, gibt es nur einen Weg, die totale Enthaltensamkeit. Abstinente Eltern werden bei ihren Kindern die besten Erfolge erzielen. Kommen Ausnahmen vor, dann sind die Eltern schuldlos, es trifft sie kein Vorwurf. Auch der mässigste Alkoholtrinker gibt ein schlechtes Beispiel. Der Alkohol ist ein Genussmittel, das zu vermehrter Aufnahme immer mehr anreizt, dies beweisen die vielen Trinker, die immer noch weitertrinken, wenn ein Durstgefühl nicht mehr vorhanden ist. Bei dem Alkoholgenuss gibt es keinen Masstab für den Mittelweg. Der mässige Genuss von Alkohol ist zum Krebschaden der Völker geworden. Der Unmässige, der im Schlamm der Strasse liegt, oder geisteskrank geworden ist, schreckt ab, wogegen der Mässige fortgesetzt ein schlechtes Beispiel gibt. So rekrutieren sich aus den Mässigen immer wieder die Unmässigen und das Elend bleibt bestehen, zum Schaden der Gesamtheit, der die vielen Alkoholkranken zur Last fallen.

Wie der Alkohol so viele Menschen, die alle mit der Mässigkeit begonnen haben, zu Trinkern, die Trinker zu Säufer macht, sie von Stufe zu Stufe abwärts führt, so führen auch andere Gifte ähnliche Übel herbei.

Vor der Entdeckung Amerikas, im Jahre 1492, war der Tabak in Europa unbekannt. Alte Völker, besonders Römer und Griechen, haben eine hohe Kulturstufe erreicht. Die

Mit grösster Verachtung können wir jetzt auf diese Menschen herabschauen, die andern Leuten ihre Religion aufhalsen wollen und nun in Mord, Brandstiftung und Menschenschlächtereie das Unglaublichste leisten. Was sagen die christlichen Pfarrer dazu?

M.

(Die Antwort finden Sie in dem heutigen Artikel „Dies und das aus der Zeit“ in dem kleingedruckten Zitat. D. Red.)

Bücherei.

Nach dem Kriege. Von *Walter Marcus*. (Preis 70 Pfg. od. 1 Krone, Verlag *Karl Reissner, Dresden*. 1915.)

Diese siebzigseitige Broschüre ist ein wertvoller Auszug aus dem Werke des *Josef Popper-Lynkeus*: „Die allgemeine Nährpflicht als Lösung der sozialen Frage“, eingehend bearbeitet und statistisch durchgerechnet, mit einem Nachweis der theoretischen und praktischen Wertlosigkeit der Wirtschaftslehre (gleicher Verlag, 1912). Das grosse Werk selbst von Popper-Lynkeus kostet 17 Mark (gebunden 20 Mark) und ist daher nicht jedermanns Sache. Der kurze gedrängte Auszug von Walter Marcus ist umso mehr zu begrüssen.

Der Gedanke des Verfassers ist sehr originell und verdient, besonders heute, eingehend beachtet zu werden. Er berechnet für Deutschland mit 70 Millionen Einwohnern die Durchschnittskosten eines anständigen Minimums der Lebenserhaltung für alle Einwohner und schlägt zur Erreichung desselben, ähnlich dem Militärdienst, einen obligatorischen Dienst für Männer und Frauen, den er „Nährarmee“ nennt, vor. Dadurch würde die soziale Frage ohne Aenderung der andern jetzigen Umstände gelöst; denn ausserhalb des Nährdienstes, in welchem natürlich jeder nach seinen Fähigkeiten verwendet werden würde, würde alles beim Alten bleiben, sodass unternehmungsvolle Menschen für sich daneben durch Arbeit Reichtümer erwerben könnten. Der Verfasser berechnet, dass zur Erreichung des Lebensminimums bei Männern eine Arbeitszeit von 18 bis 30 Jahre und bei Frauen von 18 bis 25 Jahre zu 7 bis 7½ Stunden täglich genügen würde. Aber er sieht die Möglichkeit vor, durch Dienstverlängerung die tägliche Arbeitszeit um die Hälfte (einen halben Tag) oder auf andere Weise zu verringern, um daneben sich anderweitig ausbilden zu können. Selbstverständlich vorausgesetzt, dass die Ehe in der Jugend in keiner Weise beeinträchtigt wäre, könnte dadurch wirklich Grossartiges erreicht werden. In der Tat, da jeder, in der Nährarmee Mitarbeitende selbst, eventuell mit Frau und Kind, frei von Nahrungssorgen wäre, könnte die Ehe in der Jugend durchaus möglich werden. Für etwaige Reisen usw. ist alles vorgesehen.

Natürlich wird der übliche Philister wiederum die Achsel zucken und überlegen die Sache als Utopie belächeln. Man wird zweifellos viele Einwendungen machen können, aber sicher ist die Sache durchaus, besonders auch für Sozialisten, sehr beachtenswert. Nicht nur die nötige Nahrung, sondern Wohnung, Kleidung, Heizung, ärztliche Hilfe usw. sind vorgesehen und zwar in natura, nicht in Geld. Nur was darüber hinausgeht, wird mit Geld bezahlt und in der gleichen Weise betrieben wie bis jetzt.

Kunstwerke der Griechen gelten noch jetzt als unerreichte Muster.

Alles was vom Tabak erzählt wird, dass er die Raucher arbeitsfähiger mache, dass er eine desinfizierende Wirkung ausübe, die Bazillen töte und wie die Ausreden alle heissen mögen, gehört in das Reich der Fabel, ist unwahr. Der Tabakgenuss vermindert die Widerstandskraft, die Arbeitsfähigkeit und die Willenskraft. Weil uns ein grosser Trieb zur Nachahmung eigen ist, versuchen die Kinder dem Beispiele der Erwachsenen zu folgen. Der Tabakgenuss ist unwürdig, naturwidrig, er erzeugt beim Anfänger Übelkeit und Erbrechen. Aber so gross ist die Sucht der heranwachsenden Knaben, das zu tun, was die Grossen ihnen täglich vormachen, dass alle Schwierigkeiten überwunden werden; Tabakrauchen gehört zur „männlichen Würde“. Von diesen verkehrten Gedanken werden die jungen Burschen beherrscht. Aus den schüchternen Anfängern werden bald regelrechte Raucher. Das unwandelbare Naturgesetz waltet aber auch hier ganz so wie bei dem Genuss des Alkohols und anderer Gifte. Mit der Zeit, wenn das Nikotingift den Körper immer mehr verseucht hat, wächst die Begierde zum Genuss. Erstaunlich gross ist die Tabakmenge, die ein Kettenraucher, der ohne beständigen Tabakgenuss unglücklich ist, während des Jahres in die Luft bläst; er verpafft ein Kapital. Er muss wie ein Baby immer etwas im Munde haben. Zigarettenraucher bringen es bisweilen so

in meinen „Vereinigten Staaten der Erde“ (Lausanne, Peytrequin, 4, Rue de la Louve, 60 Cts.) habe ich im Kapitel V ein „Friedensheer“ vorgesehen, das in manchen Hinsichten der Nährarmee des Verfassers ähnlich ist und mit ihr in vorteilhafter Weise verschmolzen werden könnte.

Für die Einzelheiten muss ich natürlich auf die billige Broschüre verweisen. Die Personen, die sich mit dem Grundwerk bekannt machen wollen, können ausserdem darin alle nötigen Beweise und Erläuterungen finden.

Dr. A. Forel.

Hr. *Otto Volkart*, der sich gegenwärtig als Sekretär der schweizerischen Delegation für die Ford-Friedenskonferenz in Stockholm aufhält, sendet dem „Schweizer Freidenker“ als Gruss folgendes

Frühlingslied.

Sonntag —
Primeln - Au,
Veilchen blau,
Vögel kosen sich im Hag.
Lauter Gold
Jubelnd rollt
Himmelher
Auf ein Schlüsselblumenmeer.
Liegt im Wiesengrund
Ein Poet
Früh und spät,
Liebe lacht auf seinem Mund.

Otto Volkart.

Vorträge, Versammlungen.

Zürich. Nächster Diskussionsabend der hiesigen Freidenkergruppe: *Dienstag, 18. April, 8¼ Uhr* im „Augustiner“.

Basel. Schweizerischer Monistenbund. — *Freie Zusammenkünfte* jeden ersten Sonntag des Monats nach 8 Uhr in der „Rebleutenzunft“ (Restaurant). Adresse für Anmeldungen in den Verein: S. M. B. Ortsgruppe Basel, St. Johannvorst. 48.

Basel. Vortrag von Hrn. *Dr. Schmidt* aus *Jena*, Assistent Ernst Hæckels, am *Montag, 17. April, 8¼ Uhr* abends im Bernoullianum über: „Die Stellung des Menschen in der Natur“.

Genf. Ortsgruppe Genf des Schweiz. Monistenbundes. *Zusammenkunft je am ersten Dienstag des Monats*, abends ½9 Uhr, im *Hôtel Monopol*, 11, rue Chantepoulet.

Das Lehrbuch der Weltsprache

I D O

samt Schlüssel zum Selbstunterricht
kostet Fr. 1.50. Zu beziehen vom
I D O - Verlag Zürich.

Inserieren Sie

im

„Schweizer Freidenker“

Er wird in der ganzen Schweiz
gelesen und

gewinnt immer mehr an Bedeutung.

weit, dass sie 100 Stück per Tag „geniessen“, d. h. im Jahr 36000 Stück. 4000 Zigaretten im Jahr ist ein Quantum, das von vielen Rauchern als sehr mässig bezeichnet wird. Mit dem mässigen Tabakgenuss, betreffe er Zigaretten, Zigarren oder Pfeife ist es nicht anders wie mit dem Alkohol. Dieser Unsinn bleibt ein niedriges Beispiel für die Jugend. Es wird behauptet, wer nicht trinkt und raucht, der treibt andere Laster. Dies trifft nicht zu, die Verbrecherstatistik beweist das Gegenteil.

Die grossen Vorzüge der völligen Enthaltensamkeit kann nur derjenige beurteilen, der auf alle Genussgifte verzichtet. Der natürliche, reine Geschmack bei Aufnahme von Speisen und Getränken kehrt wieder, die Gemütsstimmung wird froher, das Allgemeinbefinden bessert sich, die Energie, die Arbeitsfähigkeit nimmt zu, wenn der frühere Zustand glücklich überwunden ist. Anfänglich gehört ein fester Wille, eine Beherrschung der Begierde dazu, um sich von üblen Gewohnheiten frei zu machen. Aber die Natur richtet sich bald ein, die guten Früchte bleiben nicht aus. Wer auf Genussgifte verzichtet, wird sich auch in vielen anderen Fällen, die im Leben vorkommen, leichter beherrschen.

Rauch- Schnupf- und Kautabake sollen das Leben angenehm machen und die Langeweile töten? Es gibt zahlreiche edle Genüsse, mit denen man sich das Leben verschönern kann. Wer zu den niedrigsten Mitteln greift, gibt den Beweis, dass ihm die besseren Seiten des Daseins fremd geblieben sind.